

Drei Sichtweisen – ein Weg?

Nachlese

Der folgende Text ist als Vortrag für den Trialog 2016, veranstaltet von der Lebenshilfe Vorarlberg, konzipiert und am 10 März 2016 gehalten worden. Diese Information ist für LeserInnen notwendig, um nicht in der Erwartung einen Fachartikel vor sich zu haben von Form und Formulierungen überrascht, wenn nicht befremdet zu sein.

Ein großes Anliegen war den VeranstalterInnen und mir eine Sprache zu finden, die es allen ZuhörerInnen ermöglicht Anhaltspunkte für sich zu finden um wesentlichen Aussagen des Inhalts zu folgen.

Diesem Anspruch gerecht zu werden ist aus meiner Sicht in einigen Punkten gut gelungen. In einer Phase des Vortrags wurden vor allem Eltern und professionelle MitarbeiterInnen angesprochen. Ich habe mich in der Vorbereitung immer wieder gefragt, ob dies im Sinne des Trialogs zulässig sei, mich dann dafür bewusst entschieden, da die Vermittlung einiger aus meiner Sicht schwierigen Aussagen wesentlich mehr Zeit und weitere Medien gebraucht hätte, als der Rahmen des Vortrags erlaubte.

Mit dieser vorangestellten Erklärung hoffe ich neue LeserInnen auf den Text vorbereitet und neugierig gemacht zu haben und für ZuhörerInnen des Vortrags Erinnerungen wach zu rufen und mein Versprechen eine Version zum Nachlesen zu erstellen, einzulösen.

Ich stelle mich vor

Mein Name ist Charlotte Knees. Ich komme aus Wien. Dort bin ich Lehrerin in der Ausbildung von Fach- und Diplombetreuern und Betreuerinnen für Menschen mit Behinderung. Ich verwende an dieser Stelle diese Bezeichnung, weil sie die korrekte Berufsbezeichnung ist.

Ich war nicht immer Lehrerin. Vor vielen Jahren habe ich den Beruf der Musiktherapeutin erlernt und bin mit viel Freude dieser Arbeit nachgegangen.

Dabei habe ich auch meine ersten Erfahrungen in der Zusammenarbeit zwischen Menschen mit Behinderungen, ihren Angehörigen und mir, der Therapeutin gemacht.

„Ein musikalisches Trio“

3 Menschen, die sich getroffen haben. Das Kind, die Mutter und ich. Meistens haben das Kind und ich gemeinsam Musik gemacht, gesungen, gespielt. Die Mutter hat zugeschaut. Manchmal habe ich mit der Mutter gesprochen, das Kind hat gespielt oder bei unserem Gespräch zugehört.

Manchmal haben Kind, Mutter und ich gemeinsam gesungen und mit verschiedenen Instrumenten dazu gespielt. Wir haben dabei gut aufeinander geschaut. Die Musik hat uns verbunden. Wir waren ein Trio und haben uns über die Musik verständigt, haben über die Musik „miteinander gesprochen“.

So kommen wir dem Wort **Tria - log** näher. „Tria“ für 3 und „log“ als Abkürzung von logos. Logos kommt aus dem Griechischen und hat viele unterschiedliche Bedeutungen. Für uns ist die Übersetzung „Rede“, „Sprache“ zutreffend.

Ich übersetze Trialog mit **„Sprechen zu dritt“** oder **Drei Leute sprechen miteinander“**

Mein Bemühen um Klarheit

Ich bemühe mich meine Gedanken so klar und verständlich wie möglich zu vermitteln. Wenn es mir nicht gelingt, Sie etwas nicht verstehen oder eine Frage haben, bitte ich Sie mich zu unterbrechen und nachzufragen. Sie helfen mir damit.

Zusammenwirken und Zusammenarbeiten

Ich habe für diesen Abend einen Vortrag vorbereitet, bei dem es um das Zusammenwirken von Menschen mit Behinderungen, deren Angehörigen, Vätern, Müttern, Brüdern, Schwestern und den BegleiterInnen am Arbeitsplatz oder im Wohnbereich geht.

Zusammenwirken und Zusammenarbeiten ist wichtig und notwendig, um ein Ziel zu erreichen

Wenn mehrere Menschen miteinander beschließen an einem gemeinsamen Ziel zu arbeiten, hat jeder von ihnen eine eigene Vorstellung, wie dieses Ziel erreicht werden kann. Diese Vorstellungen können sehr unterschiedlich sein.

Das heißt nicht, dass die eine richtig, die andere falsch ist oder eine besser als die andere ist.

Manchmal kann sich vielleicht einer der beteiligten Menschen nicht vorstellen, dass das Ziel überhaupt zu erreichen ist. Er oder sie glaubt dann, es ist zu

schwierig. Oder der Weg dorthin ist gefährlich. Oder der Mensch, der sich das Ziel vorgenommen hat, braucht Schutz, weil er nicht abschätzen kann, was für ihn gut ist.

Wenn Vorstellungen und Meinungen unterschiedlich sind braucht es von allen beteiligten Menschen die Bereitschaft miteinander einen Weg zu suchen.

Sie sollen zusammenwirken. Das kann helfen, den Weg zu finden.

Das Zusammenarbeiten ermöglicht ein Ziel zu erreichen.

Um einen guten Weg miteinander zu finden ist das Sprechen über die unterschiedlichen Vorstellungen wichtig

Ich möchte das mit einem Beispiel deutlich machen.

Herr S. möchte sein Zimmer in der Wohngemeinschaft neu gestalten

Beteiligt sind Herr Arthur S., seine Mutter, Frau S. und Frau L., die Begleiterin von Herrn S. im Wohnhaus.

Ich stelle die einzelnen Menschen kurz vor: Kurz deswegen, weil ich versuche nur das zu sagen, was für unser Thema wichtig ist.

Zunächst Herr S.

Er ist 28 Jahre alt, lebt seit 5 Jahren in der Wohngemeinschaft, war also 23 Jahre alt, als er eingezogen ist.

Herr S. hat seit seiner Geburt eine Behinderung: Eine Lähmung auf der linken Körperseite. Das heißt er kann das linke Bein und den linken Arm nicht so selbstverständlich bewegen.

Er geht selbstständig. Er hat auch Bewegungen so gelernt, dass er seinen Alltag alleine meistern kann. Die speziellen Bewegungsübungen sind Arthur wichtig. Er macht sie regelmäßig.

Seine Sprache ist manchmal schwer verständlich. Er braucht dann Zeit und die Zeit seiner Gesprächspartner. So gelingt es ihm, seine Wünsche und Gedanken auszudrücken.

Die Mutter, Frau S.

Sie lebt mit ihrem Mann und den zwei jüngeren Brüdern von Herrn S. in einer Wohnung. Die Wohnung ist im selben Ort, in dem auch die Wohngemeinschaft ist.

Sie besucht ihren Sohn ca. einmal in der Woche in der WG. Dabei schaut Frau S. auch, dass Arthurs Zimmer aufgeräumt ist.

Beide freuen sich über den Besuch.

Für Frau S. war es wichtig, dass ihr Sohn Arthur den Platz in der WG bekommen hat. Sie findet, dass er seinen Freiraum braucht. So kann er lernen selbstständig zu leben.

Frau L., die Begleiterin in der Wohngemeinschaft

Sie ist seit 6 Jahren in der WG. Vor zwei Jahren hat sie die Hauptverantwortung für die Begleitung von Herrn S. übernommen.

Sie spürt, dass Herr S. großes Vertrauen zu ihr hat. Er kommt mit Fragen, Wünschen und Problemen zu ihr. Sie achtet darauf, dass Herr S. Neues lernen kann. Auch für sie ist seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit wichtig.

Das Gespräch zwischen Herrn S. und Frau L.

Herr S. hat Frau L. mitgeteilt, dass er Zeit für ein Gespräch braucht. Die beiden haben einen Termin für ca. 1 ½ Stunden ausgemacht.

Herr S. sagt, dass er sein Zimmer neu machen will.

In einem längeren Gespräch finden beide heraus, was er verändern will:

Herr S. will neue Vorhänge, keine mit Tieren aus dem Dschungelbuch.

Die 3 Katzenbilder an der Wand sollen auch weg. Dafür soll dort ein Plakat von Star - Wars hin. Das hat Herr S. im Kino gekauft. Er war dort, als der Film das erste Mal im Kino im Ort gezeigt worden ist.

Die vielen Kuscheltiere auf dem Regal stören Herrn S. Er will nur den Löwen dort haben und viel Platz für etwas Neues. Die anderen Tiere soll seine Mutter mitnehmen.

Weil noch Zeit bleibt, beginnt Herr S. gleich das Zimmer umzuräumen. Frau L. hilft ihm. Sie nehmen die Katzenbilder ab und hängen das Plakat auf.

Die Kuscheltiere kommen in einen Sack.

Die Vorhänge bleiben noch. Das will Arthur mit seiner Mutter besprechen. Sie wird in zwei Tagen zu Besuch kommen

Herr S. ist stolz und zufrieden. Frau L. freut sich mit ihm. Sie sieht einen weiteren Schritt auf dem Weg zum Erwachsenwerden.

Zwei Tage später: Der Besuch der Mutter

Frau S. kommt um 5h00 am Nachmittag zu Besuch. Arthur erwartet sie schon ungeduldig an der Eingangstüre. Er führt sie gleich zu seinem Zimmer.

Die Mutter geht hinein und ist sprachlos. Sie bemerkt die Veränderung und sagt kein Wort. Arthur hat erwartet, dass sie ihn loben würde. Er hat sich gewünscht, dass sie sich genau so freut und stolz ist, wie er.

Mittlerweile ist auch Frau L. dazugekommen.

Sie bemerkt die angespannte Stille und spürt, dass Frau S., die Mutter, gleich etwas sagen wird. Sie sieht an Arthurs Gesichtsausdruck seine Ratlosigkeit und Unsicherheit.

Er sagt: „Die Vorhänge müssen auch noch weg!“

Jetzt bricht es aus Frau S. heraus. Sie sagt mit lauter Stimme: „Das sind die Vorhänge, die du dir beim Einzug in das Zimmer selbst ausgesucht hast. Ich habe sie dir genäht. Das war viel Arbeit. Und die schönen Katzenbilder sind früher in deinem Kinderzimmer gewesen, du hast sie so gerne gemocht.

Wo hast du denn deine Kuscheltiere hingegeben? Du hast sie doch nicht weg geworfen?

Arthur zeigt auf den Sack: „Da sind sie drinnen“

Er sagt nicht: „Bitte nimm sie mit nach Hause und hebe sie dort auf für mich.“

Er sagt gar nichts mehr.

Er schaut von der Mutter zur Betreuerin und wieder zur Mutter und fühlt sich sehr verloren und unsicher.

Auch die Mutter merkt in sich eine große Unsicherheit. Sie hat sich den Besuch ganz anders vorgestellt. So, wie sonst auch: Mit Arthur das Zimmer aufräumen, eine Runde UNO spielen und gemeinsam Kaffee trinken.

Stattdessen kommt sie in ein völlig verändertes Zimmer. Sie spürt den Stolz und die Erwartung ihres Sohnes und reagiert mit vorwurfsvollen Fragen. Frau S fühlt sich übergangen. Das veränderte Zimmer hat sie überrascht. Die Überraschung macht sie unsicher, traurig und wütend zugleich.

Für Frau L. ist die Situation sehr unangenehm. Sie weiß nicht, was sie tun soll. Einerseits möchte sie Arthur unterstützen. Andererseits kann sie auch Frau S. verstehen.

„Im Moment ist nichts zu ändern!“

Wir lassen Arthur, seine Mutter und Frau L. in dieser Situation allein. Sie werden eine Lösung für den Moment finden müssen. Und sie werden in nächster Zeit einige Fragen klären.

Standpunkte und Sichtweisen:

„Von meinem Standpunkt aus, sehe ich das so!“

Obwohl alle 3, Arthur, die Mutter und Frau L. denselben Satz denken, meinen sie nicht dasselbe.

Versuchen wir uns zunächst in Arthur hineinzusetzen: Viele unterschiedliche Gedanken und Gefühle sind in ihm.

- Es ist mein Zimmer!
- Ich möchte es so haben, wie es mir gefällt
- Ich habe das Plakat selbst ausgesucht und aufgehängt
- Ich möchte kein Zimmer mit „Kindergartenvorhängen“
- Meine Begleiterin hat mich bestärkt. Sie hat gut gefunden, dass ich mein Zimmer neu mache
- Ich war so stolz, dass ich das gleich gemacht habe
- Warum hat die Mama zuerst nichts gesagt?
- War es ihr nicht recht, dass ich das Zimmer neu gemacht habe?
- Ich will nicht, dass die Mama sich ärgert
- Soll ich die Vorhänge lieber so lassen, wie sie sind?
- Ich will nicht, dass die Mama traurig ist
- Was soll ich jetzt machen?!
- Mit wem soll ich darüber reden?
- Ist die Mama auf meine Betreuerin jetzt böse?
- Habe ich etwas falsch gemacht?
- Ich bin enttäuscht. Ich habe geglaubt, die Mama freut sich mit mir!

Auch der Mutter, Frau S., gehen viele Gedanken durch den Kopf. Einige davon sind:

- Warum hat mich Arthur nicht gefragt?
- Frau L. hätte mich anrufen können
- Wenn ich etwas gewusst hätte, wäre ich nicht so überrascht gewesen
- Ich habe mich doch so bemüht, dass Arthur ein schönes Zimmer hat
- Bespricht er mit seiner Begleiterin jetzt die wichtigen Sachen?

- Braucht er mich nicht mehr?
- Ich muss doch darauf schauen, dass er alles hat, was er braucht
- Warum habe ich so reagiert? – Er war doch so stolz!
- Es stimmt schon, er ist 28 Jahre alt – da passt ein Kinderzimmer nicht mehr!
- Ich wollte nicht, dass Arthur so verunsichert ist
- Wie kommen wir aus dieser Krise?
- Muss ich Frau L. anrufen, mit ihr allein sprechen?

Frau L., ist verunsichert und überlegt:

- Hätte ich die Mutter vorwarnen müssen?
- Ich bin doch für Arthur da!
- Ich habe ihn unterstützt, weil er von sich aus das wollte
- Ich finde es gut, dass Arthur diesen Schritt gemacht hat. Es zeigt doch, dass er sich erwachsen fühlt!
- Ich ärgere mich über Frau S. Sieht sie nicht, welche Fortschritte Arthur macht?
- Eigentlich kann ich Frau S. verstehen. Sie hat mit so viel Mühe gemeinsam mit Arthur das Zimmer damals eingerichtet – das muss sie getroffen haben
- Die Mutter muss endlich begreifen, dass Arthur kein kleiner Bub mehr ist.
- Muss ich sie dabei unterstützen?
- Das kann nicht meine Aufgabe sein!
- In den Leitlinien der Wohngemeinschaft steht doch: Selbstbestimmung und Selbstständigkeit der BewohnerInnen sind ein wichtiges Ziel. Ich habe mich genau daran gehalten.

„Drei Sichtweisen – Ein Weg?“

Erinnern wir uns an die schwierige Situation zwischen den Dreien:

Arthur ist enttäuscht und traurig. Er will seine Mutter überraschen. Aber es kommt ganz anders. Sie ist sprachlos. Statt über das veränderte Zimmer zu staunen und Arthur zu loben, ist sie vorwurfsvoll.

Frau L., die Bezugsbetreuerin, holt etwas zu trinken. Alle drei setzen sich an den Tisch und werden etwas ruhiger. Schließlich sagt die Mutter, dass sie für heute nach Hause gehen möchte. Sie fragt, ob es morgen möglich sein wird,

miteinander zu reden. Arthur und Frau L. sind erleichtert. Morgen am Nachmittag haben alle um 15h00 Zeit.

Bevor sich Frau S. verabschiedet, fragt sie Arthur, ob sie den Sack mit den Kuscheltieren mitnehmen soll. Arthur bittet sie darum.

Schritte auf einem gemeinsamen Weg

Damit macht die Mutter einen Schritt auf dem Weg, den Arthur mit seiner Veränderung des Zimmers begonnen hat.

Das Gespräch am nächsten Tag

Arthur, seine Mutter und Frau L. treffen sich im Wohnzimmer der WG. Noch sind die MitbewohnerInnen nicht zu Hause, daher sind die drei ungestört.

Arthur und Frau L. haben den Tisch gedeckt, es gibt Kaffee und Kuchen.

Frau L. beginnt das Gespräch. Sie sagt, dass es ihr Leid tut, wie der gestrige Besuch von Frau S. verlaufen ist. Deshalb ist sie sehr froh, dass sie heute miteinander sprechen werden.

Arthur ist erleichtert. Er war gestern sehr traurig. Jetzt ist seine Mutter da und sie macht ihm keine Vorwürfe.

Frau S. seufzt und sagt, dass sie in der Nacht kaum geschlafen hat. Sie hat über Vieles nachgedacht. Viele Erinnerungen an die Kindheit von Arthur sind dabei wach geworden.

Zum Beispiel die Zeit nach der Geburt. Arthur hat viel Aufmerksamkeit gebraucht. Schon als Baby musste sie jeden Tag viele Übungen mit ihm machen. Zwei Mal in der Woche waren sie bei der Physiotherapeutin.

Alles musste genau geplant sein. Essen und Trinken dauerte lang und war speziell für Arthur zubereitet.

Oft musste sie mit Arthur zu verschiedenen Ärzten, immer mit der Sorge, dass wieder etwas nicht in Ordnung sei und Arthur eine Behandlung braucht.

Sie und ihr Mann, Arthurs Vater, waren sehr glücklich und stolz, wenn Arthur wieder etwas gelernt hat, krabbeln, sitzen, gehen – Jeder neue Schritt war für alle ein Erfolgserlebnis.

Kindergarten, Schule, Austritt aus der Schule, die Übersiedlung in die Wohngemeinschaft – Alles Schritte in die Selbstständigkeit. Es war immer das

Ziel der Familie für Arthur viele Möglichkeiten zu finden. Er soll sein Leben so leben, wie er es für sich gut findet.

Arthur ist ganz still geworden. Noch nie hat die Mutter über sein früheres Leben gesprochen. Er hat sich zu Hause immer wohl gefühlt. Den Auszug in die WG hat er sich gewünscht, trotzdem war es eine schwere Entscheidung.

Er hat guten Kontakt zu seiner Familie. Er fühlt sich gut begleitet von Frau L. und er hat einige Ideen für seine Zukunft. Eine war die Idee mit der Veränderung von seinem Zimmer.

„Für mich bist du immer noch mein Bub“ sagt Frau S. „Aber gestern habe ich gespürt, dass du erwachsen wirst. Daran muss ich mich erst gewöhnen.

Wir, dein Vater, deine Geschwister und ich wollen dich dabei unterstützen. Wir wissen nicht immer, wie wir das tun können.“

Die Mutter wendet sich Frau L. zu: „Es ist schwer für mich, wenn Arthur seine Fragen und Probleme mit Ihnen und nicht mit mir bespricht. Auf der anderen Seite bin ich froh, dass Arthur so großes Vertrauen zu Ihnen hat, dass er alles mit Ihnen bespricht.“

Frau L. hat auch lange über gestern nachgedacht. „Vielleicht hätte ich Arthur dabei unterstützen sollen zuerst zu überlegen. Was müsste er alles bedenken. Dann war er so entschlossen, dass ich ihn bei seiner spontanen Zimmerveränderung sofort geholfen habe. Es ist auch **seine** Entscheidung, **sein Zimmer**. Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen, es anders zu machen. Trotzdem war ich sehr betroffen über den gestrigen Abend.

Ich bin sehr froh, dass wir gleich heute Zeit finden darüber zu sprechen.“

Alle drei sind erleichtert, ein weiterer Schritt ist getan.

Wie könnte es auf einem möglichen Weg weitergehen?

Gespräche als Schritte auf dem weiteren Weg

Frau L. schlägt vor, dass sich alle drei zu regelmäßigen Gesprächen treffen sollten. Nicht zu oft, vielleicht einmal im Monat.

Und dann meint sie, dass es bei dem Konflikt um das Zimmer eigentlich um die Frage: „Ich treffe meine eigenen Entscheidungen“ geht.

Eigene Entscheidungen treffen ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg zum Erwachsen werden. Arthur ist auf diesem Weg.

Eine Persönliche Zukunftsplanung könnte auch Antworten auf die Frage von Frau S. „Wie können wir dich auf deinem weiteren Lebensweg unterstützen?“ geben.

Dabei kann Arthur über seine Wünsche und Träume nachdenken

Er kann überlegen, welche Menschen ihn unterstützen sollen.

In einem längeren Prozess findet Arthur heraus, was er will und was er machen muss, dass er an sein Ziel kommt.

Er bestimmt die Menschen, die ihm dabei helfen können.

Außerdem gibt es einen Moderator oder eine Moderatorin, der die Zukunftsplanung begleitet. ModeratorInnen haben gelernt, Gespräche zu leiten. Sie sagen, was zu tun ist, begleiten die Gespräche und schreiben auf, was ausgemacht wird.

Arthur wird es sich überlegen. Frau L. wird mit ihm darüber sprechen. Frau S. möchte noch mehr Information.

Mit diesen Überlegungen beenden sie das heutige Gespräch.

Was haben wir in diesem Beispiel erfahren?

Arthur erkennt, dass er sein Zimmer ändern will

Ich will etwas ändern!

Es soll anders aussehen als bisher. Er möchte Bilder und Gegenstände aus seiner Kindheit austauschen.

Stattdessen hängt er ein Plakat auf mit Stars, die ihm gut gefallen.

Ich kann etwas ändern!

Er bespricht sich mit seiner Betreuerin.

Ich hole mir Rat!

Weil er viel Energie hat, beginnt er sofort. Er setzt seinen Wunsch in die Tat um. Es gelingt ihm, wie er es sich vorgestellt hat und er ist stolz und zufrieden.

Ich schaffe das! Ich bin stolz auf meine Arbeit!

Die Reaktion der Mutter fällt ganz anders aus, als er erwartet hat.

Ich will meine Freude teilen!

Du freust dich gar nicht?

Was habe ich falsch gemacht?

Auf die Begleiterin, Frau L., die Arthur in seinen Bestrebungen unterstützt hat, kommt in dieser Konfliktsituation eine wichtige Aufgabe zu. Sie wird es sein, die Lösungswege überlegen und anbieten wird.

Hoffentlich ist die Mama nicht sauer auf sie

Lass dir etwas einfallen

Hilf mir bitte

Welche Voraussetzungen braucht es, um sich auf den Weg zu machen?

Bevor wir uns auf den Weg machen, ist es ratsam, sich vorzubereiten. Das heißt in unserem Fall, wir machen uns Gedanken.

Was braucht jeder von uns.

Was brauche ich von dir, du von mir?

Welche Ausgangspunkte gibt es?

Wo wollen wir beginnen? Woran können wir anknüpfen?

Was haben wir schon gemeinsam erlebt und geschafft?

Jeder beteiligte Mensch ist bereit, sich in die Lebenswelt des jeweils anderen Menschen einzufühlen.

Ich möchte wissen, wie du lebst.

Jeder ist bereit die Vorstellungen des anderen zu erfragen.

Ich möchte wissen, was du dir vorstellst.

Die Gespräche werden solange und mit den entsprechenden Mitteln geführt, dass sie für jede und jeden Klarheit bringen.

Ich frage nach, bis ich dich verstanden habe. Ich erkläre meine Sicht bis du sie verstehen kannst.

Angehörige und professionelle BegleiterInnen –eine anspruchsvolle Beziehung

Im nächsten Teil meines Vortrags wende ich mich hauptsächlich an Angehörige und professionelle BegleiterInnen. Schwerpunkte sind die Annäherung an die Lebenssituation der Angehörigen auf der einen Seite und Erwartungen an professionelle MitarbeiterInnen auf der anderen.

Ich bringe Sie und mich damit in die Situation den Weg des Trialogs zu verlassen. Ich wende mich speziell an zwei Gruppen der drei beteiligten PartnerInnen und bitte die dritte Gruppe in die Rolle der ZuhörerInnen. Im nächsten Teil meines Vortrags gelingt es mir nicht, alle Menschen gleichberechtigt anzusprechen. Meine Gedanken sind teilweise kurz und kompakt gefasst, was das Verstehen vielleicht schwierig macht.

Der Schwerpunkt liegt jetzt auf meinem Vortrag, dem gesprochenen Wort, ohne Folien im Hintergrund. Bei der anschließenden Zusammenfassung mit Folien bitte ich Sie wieder mich zu unterbrechen und nachzufragen.

Einige der folgenden Gedanken beziehen sich auf das Kapitel „Eltern und Fachpersonen, eine sensible Beziehung“ von Ursula Beck und Albert Meier in dem Buch: Wilken, Udo. Jeltsch – Schudel, Barbara. (Hrsg.) 2014: Elternarbeit und Behinderung. Empowerment – Inklusion – Wohlbefinden. Stuttgart. Verlag W. Kohlhammer

Gehen wir noch einmal zu unserem Beispiel zurück. Frau L., kommt als professioneller Mitarbeiterin die Aufgabe der Weiterführung des begonnenen Weges zu.

Gesprächsführung und Konfliktlösungsstrategien sind Fähigkeiten, die von Fachpersonen erwartet werden, deren Grundlagen sie in ihrer Ausbildung gelernt haben und in Weiterbildungen vertiefen sollten.

Professionelle BegleiterInnen sehen ihre Aufgabe in der Unterstützung der Menschen mit Behinderung.

Dabei sind sie in erster Linie dem Menschen und seinen individuellen Bedürfnissen verpflichtet.

Ihre Angebote orientieren sich an den jeweils gültigen Leitlinien der Begleitung von Menschen mit Behinderungen, z. B. an

- der UN – Konvention der Rechte für Menschen mit Behinderung.

- Einem inklusiven Gesellschaftsmodell
- Dem Modell der Sozialraumorientierung

Die Angehörigen der zu unterstützenden Menschen stehen nicht unmittelbar im Fokus der Begleitung. Sie sind jedoch als wichtigste Bezugspersonen nicht weg zu denkende Mitwirkende im Gesamtsystem.

Ein erster wichtiger Schritt für professionelle MitarbeiterInnen ist die Auseinandersetzung mit der Lebensrealität von Angehörigen.

Dies gilt sowohl für die individuelle Situation der jeweils zu begleitenden Personen, als auch auf den größeren Rahmen der aktuellen gesellschaftlichen Meinungen und Strömungen bezogen.

Hier sei auf zwei, es sind nicht die einzigen, Widersprüche der gegenwärtigen Diskussion hingewiesen:

Einerseits werden unterschiedliche Angebote der Unterstützung und die größtmögliche Teilhabe am öffentlichen Leben als Gradmesser für die Lebensqualität gefordert, in vielfältiger (noch nicht ausreichender) Weise auch umgesetzt.

Andrerseits werden die Möglichkeiten der Pränataldiagnostik mit dem Ziel behindertes Leben zu verhindern immer besser erforscht und stehen zur Verfügung.

Auch das Erbringen von definierter Leistung um als wertvolles Mitglied der Gesellschaft anerkannt zu werden, stellt die bedingungslose Anerkennung von Menschen, die diesem Ideal nicht entsprechen können, in Frage-

Für Eltern von Kindern mit Behinderungen gilt, dass sie sich ab dem Zeitpunkt der Diagnose mit einer für sie in der Regel unerwarteten in jedem Fall neuen Lebenssituation konfrontiert sehen.

Je nach bisherigen Erfahrungen lernen Angehörige mit den Herausforderungen der für sie jetzt gültigen Lebenslage umzugehen. In einem individuell geprägten Bewältigungsprozess erarbeiten sich die einzelnen Familienangehörigen den Umgang mit dem betroffenen Familienmitglied und den aus der Behinderung erwachsenden Bedürfnissen und Notwendigkeiten.

Angehörige werden zu ExpertInnen in pflegerischen, pädagogischen und therapeutischen Belangen für ihr Kind.

Eltern erleben an sich irritierende Reaktionen und Gefühle, kommen mit eigenen Persönlichkeitsmerkmalen in Berührung, die unter Umständen eine tiefe Erschütterung des Selbstbildes bedeuten.

Unterschiedliche Modelle der Krisenbewältigung bieten Ansatzpunkte, um die Phasen dieses prozesshaften Geschehens einzuordnen, sich ihnen anzunähern. Bei Krisenmodellen handelt es sich um theoretische Konstrukte, die niemals die Lebenswirklichkeit der betroffenen Familien tatsächlich erfassen können.

Aus vielen Gesprächen mit Eltern, Vätern, Müttern konnte ich erfahren, dass die Wege im Umgang mit der für sie unerwarteten Situation unterschiedlich waren. Übereinstimmend wurde von der Mehrzahl der Angehörigen das persönliche Wachsen an der Herausforderung hervorgehoben, Zum Beispiel:

- Ein Überdenken der bis zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes mit Behinderungen geltenden Wertevorstellungen
- Das sich Einsetzen für vorgesehene Unterstützungsangebote, sowohl finanziell als auch personell und institutionell, was zu einer Stärkung des eigenen Selbstbewusstseins führte und führt
- Die Solidarisierung mit ähnlich betroffenen Familien. Sie eröffnet neue Beziehungen, gegenseitigen Informationsaustausch und ein gemeinsames Auftreten in der Öffentlichkeit, um gerechtfertigten Forderungen entsprechendes Gewicht zu verleihen

Die Familie lebt ihr Leben, die Behinderung des Kindes ist Teil seiner Persönlichkeit und wird als solcher anerkannt. Sie stellt unterschiedliche, auch erschwerende Anforderungen an den Alltag, den es gilt zu bewältigen. Nach und nach kann sie in den Hintergrund treten, in den Vordergrund tritt das Ich des Kindes mit allen Merkmalen seiner Individualität.

Mittelpunkt ist das familiäre Beziehungsleben. Es kommt der Zeitpunkt, an dem die Eltern in die Rolle „Eltern eines Kindes mit Beeinträchtigungen zu sein“ hineingewachsen sind.

An dieser Stelle sei einmal in diesem Vortrag der Fokus auf die Geschwister gerichtet. Sie sind Teil der Familie, erleben sich in der Auseinandersetzung sowohl mit dem Geschwisterkind mit Behinderungen, mit den Eltern und deren Umgang mit dem Bruder der Schwester und vor allem in Auseinandersetzung mit sich selbst.

Sie erleben sich mit ihren Gefühlen, ihren Bedürfnissen, ihrer Bereitschaft, ihren Teil zu einem gelingenden Familienleben beizutragen. Eltern geraten

in den Zwiespalt durch die Bedürfnisse des einen Kindes in hohem Maß gefordert zu sein bei gleichzeitig schlechtem Gewissen, die anderen Kinder zu vernachlässigen. Die Reaktionen damit umzugehen sind vielfältig. Zwei diametral entgegengesetzte seien hier genannt:

Eine Herangehensweise ist das völlige Fernhalten der Geschwister von allen Anforderungen, die durch die Behinderungen notwendig werden. Eltern wollen ihnen nicht zumuten, Einschränkungen in ihrer Lebensgestaltung hinnehmen zu müssen.

Aus der langjährigen Begleitung von Geschwistern weiß ich, dass sie dieses Verhalten der Eltern oft nicht verstehen und daher hinterfragen. Die Geschwister würden gerne Verantwortung übernehmen, fühlen sich in ihren Kompetenzen nicht ernst genommen, wissen nicht, ob und wie sie die Behinderung ansprechen dürfen.

Unterstützung durch Fachpersonen bedeutet in diesem Fall zu Gesprächen zwischen den Familienmitgliedern zu ermutigen, gegebenenfalls dabei zu moderieren.

Ein konträres Verhalten dazu wäre, die Geschwister in hohem Umfang in die Betreuung des Bruders, der Schwester mit Behinderung einzubinden. Geschwister werden verpflichtet Aktivitäten immer gemeinsam zu machen, den Bruder, die Schwester in der Öffentlichkeit zu begleiten. Sie sind dort den Bemerkungen und neugierigen Blicken ausgesetzt, müssen sich dann mit ihrer Unsicherheit konfrontieren, darauf richtig zu reagieren. Sie fühlen sich verantwortlich, spüren gleichzeitig dieser Verantwortung nicht gewachsen zu sein. Das Gefühl der Überforderung bei gleichzeitigen Schuldgefühlen, nicht genug für das behinderte Geschwisterkind zu tun, belastet sie.

Auch für die Geschwisterkinder gilt, dass sie in die Rolle Bruder bzw. Schwester eines Kindes mit Behinderung hineinwachsen, sich mit dieser Rolle identifizieren bei gleichzeitiger eigenständiger Entwicklung und Gestaltung ihres individuellen Lebensweges.

Förderlich für diese positive Entwicklung ist jegliche Unterstützung durch Fachpersonen um ein familiäres Umfeld zu schaffen, in dem der Aufbau von Beziehungen trotz Erschwernissen durch die Behinderung des betroffenen Familienmitglieds stattfinden kann.

Unterstützende Angebote, die zur emotionalen Stabilisierung aller Bezugspersonen beitragen, helfen mit die Bindung, vor allem zwischen Mutter und Kind, aufzubauen und zu festigen. Es gilt die mütterlichen, natürlich auch väterlichen, Kompetenzen zu stärken und vom Beginn des Lebens an die Selbstwirksamkeit des Menschen mit Behinderungen anzuregen. Hier liegen die Grundsteine für Selbstbestimmung, Selbstbewusstsein, Ichentwicklung und Ichstärke. Es sind jene Fähigkeiten, die es durch alle Lebensphasen hindurch gilt zu entwickeln und zu stabilisieren.

In diesem Zusammenhang sei auch auf den heute oft zitierten Begriff der Resilienz hingewiesen. Sie gilt im psychosozialen Kontext als die Fähigkeit trotz schwieriger Lebensumstände Strategien zu entwickeln um belastende Situationen meistern zu können. Durch schützende und stützende Faktoren kann diese Widerstandskraft gestärkt werden. Daraus lässt sich ein richtungsgebender Auftrag für BegleiterInnen ableiten.

Intensive ärztliche, pflegerische und therapeutische Maßnahmen sind unter Umständen in den ersten Lebensphasen notwendig Sie ermöglichen und sichern das Überleben und Leben von Kindern mit Behinderungen. Nach und nach kommen pädagogische Maßnahmen wie z. B. Frühförderung im häuslichen oder institutionellen Rahmen hinzu.

Das heißt für die Familie unter Umständen ein Stück der Intimität des Familienlebens aufgeben zu müssen und die Einmischung von Fachleuten in einen Prozess, der in der Regel innerhalb des Systems Familie stattfindet, hinzunehmen. Hier sei auch auf Familien unterstützende Angebote hingewiesen, die zur Entlastung eingesetzt werden und gleichzeitig damit verbunden sind, Familienleben nicht mehr selbstverständlich sein zu lassen.

In dieser Phase wird die Einstellung von Eltern zu Fachleuten geprägt. Gelingt es, die jeweiligen Kompetenzen klar zu kommunizieren, sie wechselseitig anzuerkennen und in die Begleitung des Kindes entsprechend einzubringen, wird der Grundstein für Zusammenarbeit gelegt.

Der gemeinsame Auftrag ist die Unterstützung des Kindes mit Behinderungen, das gemeinsame Ziel ist die Förderung seiner Entwicklung hin zu einem selbstbewussten und selbstständigen Menschen, der im Rahmen seiner Möglichkeiten Selbstverantwortung übernehmen kann und wird.

Obwohl das Ziel allen Beteiligten selbstverständlich ist, ist der Weg dorthin oft durch Irritationen erschwert, vor allem wenn sich Sichtweisen von Angehörigen mit jenen von Fachleuten nicht decken.

Neue Situationen oder Probleme, die längst bewältigt erschienen und wieder auftreten, verunsichern und fordern intensive Auseinandersetzung. Dabei kann immer wieder die Konfrontation mit dem „Warum?“ in Bezug auf die Behinderung des Kindes in den Vordergrund kommen. Eine Frage, der begleitende Fachleute in dieser persönlichen Form nicht ausgesetzt sind. Bewältigungsprozesse sind keine einmalige Sache sondern eine lebensbegleitende Aufgabe, sowohl für den betroffenen Menschen selbst, als auch für die Angehörigen.

BegleiterInnen sind gefordert, diese Tatsache anzuerkennen und in ihrer Interaktion mit Eltern zu berücksichtigen. Besonders anspruchsvoll wird die Situation in der es zu Gesprächen in der Triade: Mensch mit Behinderungen – Mutter/Vater – begleitende Fachperson kommt.

Gerade in Situationen, die verunsichernd und destabilisierend auf Angehörige wirken, oftmals sind sie durch gesellschaftlich bedingte Faktoren ausgelöst, bekommt die Sichtweise von Fachleuten eine besondere Bedeutung. Für Eltern verkörpern sie den „Teil der Gesellschaft“, der direkt greifbar ist. Ihr Verhalten und ihre Handlungsweise kann durch Einfühlungsvermögen und Fachwissen zu einer Klärung und damit Entlastung beitragen.

Werden BegleiterInnen jedoch als unsensibel und nicht kommunikativ erlebt, trägt das zu einer weiteren Destabilisierung bei mit Folgeerscheinungen wie Vertrauensverlust, Angst, Rückzug, Konfrontation.

Am schwierigsten wird diese Situation für den Menschen mit Behinderungen, steht er doch zwischen den Menschen, die er liebt, bzw. schätzt, von denen er weiß, dass er sie braucht und weder die einen noch die anderen verlieren möchte. Nicht zu unterschätzen ist sein innerer Konflikt, gekennzeichnet durch die selten offen gestellte Frage, ob er Schuld daran sei, dass Angehörige und BegleiterInnen nicht miteinander auskommen. Er fühlt sich hilflos bis ohnmächtig, kann aus seine Sicht nichts zu einer Lösung beitragen. Eine mögliche Reaktion darauf ist das sich Zurücknehmen in den Selbständigkeitsbestrebungen und damit eine Blockade in der Entwicklung.

Eltern suchen in BegleiterInnen Verbündete. Sie tun dies aus ihrer Rolle und ihren bisherigen Erfahrungen heraus, stellen dabei vielleicht Forderungen, die sich mit dem Berufsverständnis von professionellen MitarbeiterInnen nicht vereinbaren lassen.

Eltern sehen die Entwicklungschancen ihres Kindes aus der Sicht der MitarbeiterInnen oft „unrealistisch“, wobei sowohl das „besser“ als auch das „schlechter“ Einschätzen der Fähigkeiten des Kindes bei Fachleuten auf Kritik und Unverständnis stößt.

Auch in Bezug auf aktuelle gesellschaftliche Strömungen in der Begleitung von Menschen mit Behinderung gibt es völlig konträre Haltungen bei Angehörigen, die Konfliktpotentiale in sich tragen.

Vertreten Eltern ein inklusives Gesellschaftsmodell, erwarten sie von BegleiterInnen, dass sie ebenfalls für dieses Modell eintreten. Im institutionellen Rahmen kommt es dabei zu Widersprüchen, die nicht sofort zu lösen sind, aber offen gelegt und kommuniziert werden müssen.

Das Gegenteil erleben wir, wenn Eltern seit langer Zeit ihr mittlerweile erwachsenes und selbstständig gewordenes Kind in einer Wohngemeinschaft gut und zu ihrer Zufriedenheit betreut wissen. Sprechen BegleiterInnen als nächsten Schritt die Möglichkeit einer anderen Wohnform, außerhalb der Institution an, wehren Angehörige das ab. Eltern bekennen sich zur Separation, sie wollen ihrem Kind den Schonraum nicht entziehen, ihm nicht die Konfrontation mit der „rauen Wirklichkeit“ zumuten.

Mit zunehmendem Alter wollen und brauchen Eltern die Sicherheit ihr Kind gut untergebracht zu wissen. Sie spüren das Nachlassen der eigenen Kräfte und machen sich Sorgen um die Zukunft ihres Sohnes, ihrer Tochter.

Lassen Sie mich noch einen Gedanken aussprechen: Viele der heute für Menschen mit Behinderungen erreichten Möglichkeiten der Arbeitsangebote, des Wohnens und der Freizeitgestaltung gehen auf die Initiative von Eltern zurück.

Es war und ist ihnen ein Anliegen, das Beste für ihr Kind zu wollen. Sie leisteten Überzeugungsarbeit. gewannen MitstreiterInnen, auch aus den Reihen der BegleiterInnen und erkämpften so gemeinsam die uns heute zur Verfügung stehenden Angebote

Von dieser Plattform aus ist es möglich, über weitere Fortschritte bis hin zu einer inklusiven Sichtweise, was eine Veränderung der gesamten

gesellschaftlichen Strukturen bedeutet, zu diskutieren und die notwendigen Handlungen in diese Richtung zu setzen.

Welche Stolpersteine können auf dem Weg sein?

Einen wesentlichen Stolperstein im Sinne des Trialogs habe ich Ihnen gerade zugemutet. Ich habe mich an BegleiterInnen und Angehörige gewandt und Sie, die Menschen, die den eigentlichen Anstoß geben, sich auf den Weg zu dritt zu machen, nicht direkt angesprochen.

Sie waren Zuhörende, haben mehr oder weniger verstanden und kaum Gelegenheit gehabt nachzufragen oder Erklärungen zu bekommen.

Diese Erfahrung haben Sie möglicherweise oft gemacht.

Ich „darf“ dabei sein

Niemand spricht mich an

Oder die Erfahrung, dass über Sie gesprochen wird. Sie stehen daneben, denken sich vielleicht, da geht es um mich und mir ganz wichtige Dinge und niemand spricht direkt mit mir.

Die reden über mich, nicht mit mir!

Hier sind wir bei einer wichtigen Grundregel des miteinander Sprechens, nämlich Formen der Kommunikation zu entwickeln und einzusetzen, die es allen PartnerInnen ermöglicht an einem Gespräch teilzunehmen.

Lasst euch etwas einfallen! Sagt und erklärt es mir so, dass ich es verstehen kann!

Ein weiterer Stolperstein ist die Zeit. Es braucht genügend Zeit um ein Gespräch mit Langsamkeit, Gründlichkeit und wenn notwendig Wiederholungen zu führen.

Ich brauche meine Zeit!

Dabei ist auf die Belastbarkeit der jeweiligen PartnerInnen Rücksicht zu nehmen. Wenig in einer entsprechend kurzen Zeitspanne braucht zwar mehrere Gespräche, führt aber in kleinen Schritten in Richtung Ziel.

Es ist genug für jetzt!

Ich setze meine Aufzählung der Stolpersteine hier nicht fort. Es ist nicht klug am Ende eines Vortrags, sich damit zu beschäftigen, was alles nicht klappen

könnte, was daran hindert, trotz unterschiedlicher Sichtweisen miteinander zu sprechen.

Mut, sich auf den Weg zu machen

Ich möchte uns allen Mut machen, uns auf den Weg des Miteinanders zu begeben.

Wenn wir von der Gleichberechtigung aller PartnerInnen ausgehen, sind 3 unterschiedliche Sichtweisen eine gute Basis. Ein guter Start.

- Finden Sie, wenn notwendig mit Hilfe Ihrer PartnerInnen heraus, was Ihre Sichtweise, Ihre Meinung ist. Manchmal sind die Gedanken im Kopf. Die richtigen Worte fehlen noch
Ich will meine Vorstellungen sagen, ausdrücken
Gib mir Zeit dafür
Frag bitte nach, nicht nur einmal
Finde für mich die Worte nach denen ich suche
- Stellen Sie Ihre Meinung den anderen vor.
So stelle ich mir das vor!
- Hören Sie zu, nur so können Sie ergründen, was die Sichtweisen der PartnerInnen sind
Ich höre dir zu.
Ich frage nach
Das habe ich nicht verstanden. Erkläre es bitte noch einmal
- Legen Sie fest, welches Ziel Sie verfolgen und erreichen wollen
Das ist mein Ziel
Ihr sollt das alle wissen
Ihr kennt mein Ziel
- Überlegen Sie gemeinsam, welche Schritte in Richtung Ziel führen
Ich überlege mit euch Schritt für Schritt
- Was können Sie selbstständig übernehmen?
Das kann ich tun!
Das will ich tun!
Das muss ich tun!

- Wofür brauchen Sie Unterstützung?
Dabei müsst ihr mir helfen
- Wer wird Ihnen helfen?
Kannst du mir dabei helfen?
Wer kann mir noch helfen?
- Meinungsverschiedenheiten dürfen sein
Du siehst das anders als ich
Du bist nicht damit einverstanden
Was verstehst du nicht?
Was willst du mir sagen?
- Finden Sie gemeinsam Wege mit Meinungsverschiedenheiten umzugehen
Wie siehst du es?
Was verstehst du nicht?
Ich brauche eine Pause

Gespräche führen braucht Übung. Ein Gesprächsbegleiter kann Sie unterstützen. Er achtet auf die Zeit, sorgt dafür, dass alle zu Wort kommen und fordert ein, dass sich alle GesprächspartnerInnen an die vereinbarten Regeln halten.

Wichtig ist zu beginnen.

Wichtig ist, sich durch Schwierigkeiten nicht entmutigen zu lassen.

Beginnen wir, denn „Wege entstehen im Gehen“ und „Jede Reise beginnt mit dem ersten Schritt!“

Literatur:

Wilken, Udo. Jeltsch – Schudel, Barbara. (Hrsg.) 2014: Elternarbeit und Behinderung. Empowerment – Inklusion – Wohlbefinden. Stuttgart. Verlag W. Kohlhammer

© Charlotte Knees, 2016